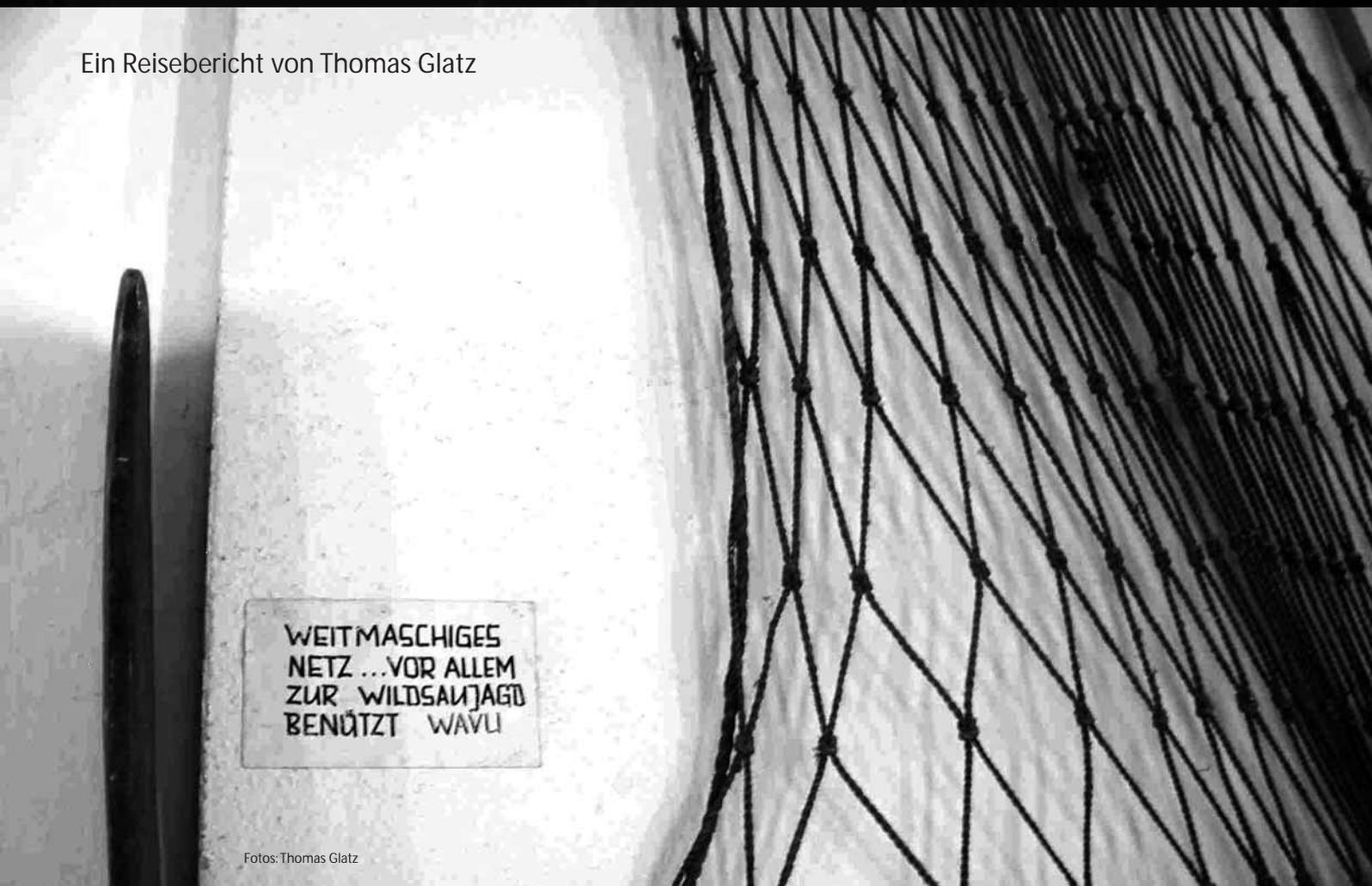




# Auf Schleichwegen ins Missionsmuseum

Ein Reisebericht von Thomas Glatz



WEITMASCHIGES  
NETZ ... VOR ALLEM  
ZUR WILDSAMJAGD  
BENÜTZT WAVU

<sup>1</sup> *Der Reisebericht ins Missionsmuseum ist im abenteuerer- und naturforscherhaften Tonfalle N.M. Prschewalskis verfasst. (N.M.Prschewalski: Auf Schleichwegen nach Tibet 1870-1873)*

**D**er Hauptweg, welchen die Besucher des Ortes einschlagen, wendet sich vom Parkplatze etwas gegen Süden an einer Reihe von Häusern vorbei und zieht sich dann schon zum Kloster.<sup>1</sup> Wir aber schlugen diesen Weg nicht ein, weil an ihm eine hinlängliche Anzahl von Einheimischen ist. Wir wählten die gerade Richtung nach O. und kamen, nachdem wir einen Hügel umrundet hatten, dorthin. Bis zum letzten Schritte bewegt sich der Reisende zwischen den Hügeln eines wellenförmigen Plateaus und plötzlich erscheint vor seinen Augen ein bewunderungswürdiges Panorama, die deutlichen Umrisse des Klosters. Zwischen O. und G. gibt es einen See, der wurde im 1. Weltkrieg von Kriegsgefangenen trockengelegt.

Neben uns befand sich ein Getreidefeld. Seine Kanten waren wie mit dem Lineal gezogen, die Eckwinkel waren neunziggrädig, nirgends konnte das Auge einen Mangel entdecken! Eine mit komisch anzuschauendem Hüpfen sich fortbewegende Gattung Grashüpfer bevölkerte den Feldrand.

Die Entfernung von der S-Bahnstation nach O. beträgt gegen zwei Kilometer, welche man gewöhnlich in einer halben Stunde zurücklegt. Der Boden wird wieder etwas uneben und bedeckt sich mit ausgezeichnetem Gras. Der Weg, welcher einst mit Steinplatten belegt war, ist jetzt gänzlich geteert, sodass es sogar sehr schwer ist, ihn zu Fuß zurückzulegen. Die Faulheit zwingt den Einheimischen immer mit dem Auto zu fahren und sorgsam jede Bewegung zu Fuß zu vermeiden. Selbst auf einige hundert Schritt bemüht sich der Hiesige nicht zu Fuß, sondern besteigt gewiss sein Auto, das deshalb auch beständig in einem extra dafür gebauten kleinen Hause vor dem Haus beziehungsweise auf einem vor dem zu erreichenden Hause extra eingerichteten Platze steht. Die Wolken haben etwas schönfärberisches. Ein Rotschwänzchen schreit „schütt“.

Während unserer Reise sahen wir das erste Mal die dortigen Einwohner. Ich brauche nicht zu sagen, welchen Eindruck diese von uns nie zuvor gesehenen Leute auf uns gemacht haben. Mit stumpfsinniger Verbissenheit gehen sie tagein tagaus ihren Geschäften nach. Die Feindseligkeit der Bewohner, welche sich bald in dieser, bald in jener Form offenbarte, zeigte deutlich, dass wir in den vor uns liegenden Gegenden keine Freunde finden werden, und dass wir ohne Ausnahme nur auf uns rechnen müssen.

Die Bewohner des Ortes haben durchgehends einen kurzen, gedrunghenen Körperbau und wenn sie auch nicht so ganz hünenhafter Gestalt wie ihre Namensvettern im Kloster sind, so erreichen sie trotzdem beinahe die mittlere Körpergröße.

Die Kleidung der O. besteht in einem langen, schlafrockähnlichen Rocke, der gewöhnlich aus schwarzem Baumwollstoffe gefertigt ist, einfachen Halbschuhen. Im Winter ziehen sie warme Beinkleider und Daunenjacken an, und den Kopf bedecken sie mit einer warmen Mütze. Die Gefräßigkeit des O. ist unglaublich, er kann während eines Mittagmahles nicht weniger als ein Schweinebein und zwei faust- bis kindskopfgröße Knödel aus Kartoffeln verzehren.

Ogleich, wie wir gesehen haben, Kaffee und Kuchen während des ganzen Tages die Hauptspeisen des O. bilden, so haben sie jedoch, besonders im Sommer, eine wichtige Beispeise zu ihnen. Es ist diese aus Milch und Speiseeis und Sahne, ein besonderer Leckerbissen jedes Besuchers, sodass er, wenn er eine Speise als besonders schmackhaft bezeichnen will, sagt: „I mog a Eis!“

Nach dem Gasthause standen wir nun unbemerkt vor dem Museum. Hier wendet man abergläubisch den Blick ab und schaut über die Talniederung hin. Wir gelangten wie durch ein Wunder unbemerkt hinein. Das Photogra-

Thomas Glatz arbeitet als Künstler in verschiedenen Bereichen wie Hörspiel, Konzeptkunst und Literatur. Derzeit schreibt er an einem Roman



phieren der Schaukästen nach dem Augenmaße war, wegen ihrer Vielförmigkeit, ungemein schwierig; diese Arbeit war übrigens während der ganzen Dauer des Aufenthalts mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Diese Akkuratessse ist für jeden Reisenden ungemein notwendig, denn er darf sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen. Bei der Ausführung der Aufnahmen war es durchaus notwendig, erstens auf die Genauigkeit der Arbeit zu achten und zweitens sie im Geheimen auszuführen, damit es die Bevölkerung der Gegend nicht merkte. Beide Bedingungen waren von gleicher Wichtigkeit. Wenn die Bevölkerung bemerkt hätte, dass ich ein Bild ihrer Schaukästen anfertigte, so hätten sich die Beschwerden unserer Reise verdoppelt, und wir hätten kaum frei durch die dicht bevölkerten Gegenden reisen können. Zum großen Glück wurde ich kein einziges Mal mit der Kamera ertappt und es wusste niemand, dass ich aufnehme. Einmal wähnte ich mich schon ertappt, doch es stellte sich heraus, dass nur mein Reisegefährte den Raum betrat, in dem ich gerade ein Bild der Schaukästen anzufertigen gedachte.

Während der Reise am Westabhänge fanden wir nirgends Bewohner. Der erste Teil der Expedition war vollbracht, die Resultate der Reise, welche nach und nach angesammelt worden waren, stellten sich nun klarer heraus. Wir konnten mit reinem Gewissen sagen, dass wir unsere Aufgabe gelöst haben.

Unsere Reise ist beendet! Die Resultate derselben übersteigen alle Erwartungen, welche wir hegten, als uns Joshua von dem Ort berichtete. Damals lag die unberechenbare Zukunft vor uns; jetzt aber, wenn wir im Geiste die durchlebte Vergangenheit, alle Beschwerden der schwierigen Reise überschauen, bewundern wir unwillkürlich das Glück, welches uns überall begleitet hat. Oft war unsere Aufgabe in der höchsten Gefahr zu misslingen, aber ein gütiges Geschick half uns und ermöglichte es uns, nach Kräften die am wenigsten

bekanntesten und unzugänglichsten Gegenden des Missionsmuseums zu erforschen.

Wie sonderbar muss es gewesen sein, als im 19. und frühen 20. Jahrhundert unterschiedliche Kulturen aufeinander trafen! Im Nationalmuseum von Tansania in Dar-es-Salaam finden sich keine ausgestopften Tiere, keine Lendenschurze, Kopfreife und Masken. Dafür kann man dort viel über die Geschichte des Landes nachlesen und eine hundert Jahre alte Dose mit dem Aufdruck „Leberwurst ff. Cervelatwurst Westusambara aus der Ersten Deutsch-Ostafrikanischen Fleisch- und Wurstkonservenfabrik K. Illich, Kwai, Westusambara“ bestaunen. Auch im Museum in Sansibar stößt man auf seltsame Relikte des Aufeinandertreffens unterschiedlicher Kulturen. Die weißen Kolonialherren fertigten aus Elefantenstoßzähnen Billardkugeln und Klaviertasten für ihre Salons, einheimische Stämme flochten in ihre Halsgeschmeide numismatische Werte wie den Maria-Theresia-Taler.

Wir standen gerade vor der Dose mit der Wilhelmstaler Kalbsleberwurst, als uns Joshua von einem geheimnisumwitterten Missionsmuseum in Süddeutschland erzählte. 1887 habe ein Benediktinerpater eine Ordensgemeinschaft gegründet und Brüder und Schwestern nach Deutsch-Ostafrika, nach Zululand, nach Korea und in die Mandchurei gesandt. Die heimgekehrten Missionsbrüder und Schwestern hätten Artefakte von ihren Reisen mitgebracht und ein Museum eingerichtet. Das Missionsmuseum sei mittlerweile schon in die Jahre gekommen. 2012 soll es umgebaut und modernisiert werden. Das sei jammerschade. Aber noch bietet sich Gelegenheit, das politisch unkorrekte Museum in seinem alten Zustand voller Rassierungen<sup>2</sup>, Merkwürdigkeiten und wunderbarer Ethnografica zu besichtigen.<

<sup>2</sup> Nina Glick Schiller beschreibt „Rassierung“ als den andauernden Prozess des Bestärkens rassistischer Konzepte. Die Untersuchung von Rassierungsprozessen richtet den Blick auf Machtzusammenhänge, die den Rahmen bilden, innerhalb dessen Leute miteinander interagieren, zu bestimmten Werten kommen oder sich voneinander ein Bild machen. Innerhalb dieser Prozesse haben Menschen mit mehr Macht die Möglichkeit, zu definieren, was normal ist, was akzeptabel ist, was zivilisiert ist und was die entscheidenden Merkmale unterschiedlicher Kulturen sind.

Nina Glick Schiller u.a.: *Afrikanische Kultur und der Zoo im 21. Jahrhundert: Bericht an das Max Planck Institut für Ethnologische Forschung, Halle 2005*



Fotos: Thomas Glatz